

20] Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Neue Tabellen und Listen wurden erfunden, ein Begleitefontor wurde eingerichtet, in dem ein sprachkundiger „Guide“ in der Uniformmüße der Linie Gratipläne ausgab und für hervorragendere Reisende, die in der Stadt übernachteten, Ausflüge nach den Schlachthäusern anordnete. Da außerdem tatsächlich ein Allgemeines, wenn auch zufälliges Aufblühen in all den Laufenden der verschiedenen Billettfontore der Clark-, La Salle- und Dearborn Street sich bemerkbar machte, von den glänzenden Bureaus der offiziellen Hauptseite bis zu den kleinen Läden der Zwischenhändler auf dem Gebiet des Verkehrs, und natürlich alle durch zunehmenden Eifer und Austausch sich gegenseitig aufstachelten, so erhielt das Kontor eine neue, wenn auch interesselose und unangenehme, Anziehungskraft. Helge war nachgerade ein zu alter und routinierter Kontorist, um nicht rein mechanisch sich von der Arbeit packen zu lassen, und er war darum ganz von selbst wie festgenagelt an seinem Post, so oft die Börse ihn nicht in Anspruch nahm. In diesem mit der Saison wiederkehrenden Geheke lag eine Art Stimulanz, die allerdings keine Illusionen mehr hervorrief, aber keine Zeit für tatenlose Grübeleien ließ.

All dies verminderde die Gedanken an die rätselhaften schwedischen Singvögel. Nach dem ersten Aufklammern — einer Kasete in der Nacht — war wieder Dunkel, und da Wendel, trotz alles gelegentlichen Spähens, keinen Schimmer von den Schwestern erblickte, lösten sie sich halb zu Plakatbildern auf in seinem Bewußtsein, das statt dessen, durch Forsmans Brief angeregt, sich mit seiner Vaterstadt und den vergilbenden Erinnerungen an sie zu beschäftigen begann.

Auch Griff und Hannover hatte er seit langer Zeit nicht mehr gesehen. Um das schwedische Boardinghaus morgens aufzusuchen, mußte er mindestens eine Stunde früher aufstehen, und dazu war er während der Saisonarbeit zu müde und schläfrig. Er begte außerdem einen heimlichen Widerwillen davor, alle diese Verkommenen oder Manieristen zu sehen, die den Frühstückstisch umgaben, und in denen er etwas ihm selbst Verwandtes ahnte.

Kugels kleines Parlokal hatte er des Abends ebenfalls vernachlässigt. Auf's neue hatte er dafür in der Akademie Smith gestanden und Akt gezeichnet. Mit immer trüberem Blick und schwererer Hand machte er seine Skizze. Ihm war, als zerflösse das Modell in der grauen Wandbekleidung, und die Kohlen spitze wurde stumpfer und stumpfer; weder zu Sandpapier noch zum Brotballen griff er. Wenn Smith seine Kritik abgab, hörte Helge gar nicht, was er sagte.

In der Anatomiestunde sah er bloß ein Skelett oder einen abgetrennten Arm. Es war auch weiter nichts interessanter als die Gipse der Antike.

Die Bibliothek, wo er einen Freund hatte am Unterbibliothekar, einem Schweizer namens Martell, ein Verwandter des Skognakmatadors, aber halber Anarchist und von unglaublicher Belesenheit, besuchte er gar nicht mehr. Und doch hatte er dort mehr als fünf Jahre lang unter der kundigen Leitung dieses Freundes jede freie Stunde zugebracht — die Lesesäle waren bis halb zehn Uhr abends geöffnet — und hatte nach einem bestimmten und geordneten Plan Hunderte von Bänden gelesen. Die ganze moderne Literatur der verschiedensten Länder, von den Romantikern an, hatte er sich so angeeignet; sogar die Klassiker teilweise und die Uebergangsmänner. Und nicht nur die Hauptwerke, sondern (bis auf wenige Ausnahmen) sämtliche Arbeiten, Band um Band, die trockenen und die saftvollen, die langen, die kurzen, die lebensprühenden, und die, die mit stockendem, erlahmendem Puls geschrieben waren. Wenn der gefehlich vorgeschriebene Urlaub von vierzehn Tagen auch für ihn kam, so hatte er zwar nie die Mittel, den sommerstinkenden Skloakenstraßen der Stadt zu entfliehen; aber sein Erholungsort waren die winterkühlen Marmoräle des Newberry-Palastes. Sogar einen besonderen Raum hatte Martell ihm überlassen, und hier schlang er Tausende von Seiten in sich hinein, bis er selber blaß ward wie das Papier der Bücher. Aber als dann die Kunst auftauchte mit ihren Lockungen, gleich nachdem er

durch einen Zufall den Zeichner der Daily News, Frank Holme, kennen gelernt hatte, da warf er die Bücher in die Ecke; mehr sich teilen, als er sich schon teilte, das konnte er nicht; das sah er ein. Immerhin aber traf er sich noch bei Kugel regelmäßig mit Martell.

An all dies und vieles mehr dachte Helge Bendel, als er früh eines Nachmittags durch die Van Buren Street schritt, um den Palette and Chisel Club aufzusuchen, in dem er seit ein paar Jahren Mitglied war. Die steife Straße mit ihren schokoladebraunen Geschäftshäusern lag ungewöhnlich still da; bloß an den Ecken der größten Querstraßen war es lebendig. In der Wabash Avenue, wo die Hochbahn begann, waren die Stationstreppe zum Brechen voll, und unter den Eisenpfeilern der Plattformen hatten fliegende Händler ihre Stände aufgeschlagen. Aber weiter hinten lag das ganze Viertel wieder schweigend, gradlinig und dunkel.

Ueber der scharfen und phantasielosen Kante der Dachränder spannte sich eine Art Graupenhimmel. Er erinnerte an eine Bucht mit Rippelwellen; und jede Fischechuppe hob sich stark von einem bleichen Verklümmtergrund ab. Als Helge empoblickte, zu diesem Himmel, dessen Wölbung kaum mehr zu unterscheiden war, verspürte er ein unaussprechliches Gefühl von Beklemmung. Gleichzeitig erschienen ihm Himmel und Erde wie vertauscht — ihm war, als ob er von einem hohen Berg hinabblide über eine tiefe Bucht. Und ebenso tastend und unbewußt, wie er seiner Niedergeschlagenheit innerlich gegenüberstand, verband er auch dies Abendspiel des Raums mit seiner Vaterstadt.

Rister Building lag völlig im Schatten. Eine heruntergeschraubte Gasflamme in einem Kex aus Stahlblech, wie auf einem Theater, glüht in dem dumpfigen Gausgang einer erlöschenden Kohle in einem großen, ruhigen Herd. Das Innere der zwei Läden war bereits völlig in Schwarz gehüllt; Wendel mußte mit vorgestreckten Händen tasten, um das Gitter des Lifts zu finden, an dem er kräftig rüttelte. Es war dies das Zeichen — eine elektrische Klingel existierte nicht —, daß Jim mit dem Korb herunterkommen sollte. Während er wartete, warf er auf's Geradewohl nach links ins Dunkel hin:

— Hallo, Tom!

Und wie ein grabgleiches Echo oder eine Stimme aus einem Gewölbe kam auch wirklich aus der Falltür Antwort: — ... Io, Sir!

Im Liftselett begann es zu knarren und zu seufzen, und die abgenützten Seile knisterten um die jammernden Räder. Es klang wie die Klage- und Maschinenlaute bei einer Zahnoperation.

Helge blickte nach der Straße hinaus. Sie sah fast hell aus gegen das Dunkel innen, und über dem Asphalt lag ein Widerschein des Himmels gleich einem schwachen Bernstein-schimmer.

Jetzt rasselte der Korb herab, daß das ganze Gestell erzitterte, die Gitter wurden zur Seite geschoben und Jim rief:

— Alles klar zur Himmelfahrt! — Eine Redewendung, die in Anbetracht des Zustandes, in dem der Lift sich befand, symbolische Bedeutung erhielt.

— Wievielte Etage, Sir? fragte Jim dann, indem er mit soviel Lärm und Gepolter, als sich überhaupt hervorbringen ließ — und noch ein bißchen mehr —, den Lift in Bewegung setzte. Ohne eine Antwort abzuwarten, rief er ein Abschiedswort in die Falltür hinter:

— Adieu, Tom, alter Junge! Falls ich nicht mehr wiederkomme, so nimm Dich meiner Frauen an — und meiner Enkelkinder ...

Dieser, das Mormonentum streifende Ausruf wurde gleich darauf noch durch einen Gesang verstärkt. Jim sang, während er mit beiden Füßen einen Zig in den morschen Fahrstuhlboden hineintraampelte:

Ich weiß ein paar süße Kerlchen
in Aban'a!
Und ein halbes Duzend Perschen
in Pokohama!

— eine für sein Alter geradezu staunenerregende Don Juan-Zukunft sowohl in Geographie als in Liebe.

Sachte knarrte der Lift empor. Als sie am zweiten Stockwerk vorbeikamen, hörte man ein einstimmiges, einförmiges

klappern von Schreibmaschinen, das jedoch von einer schrillen, zerbrochenen Damenstimme überdönt wurde, die unter fortwährendem In-die-Hände-Klatschen der Besitzerin kreischte:

— Eins, zwei, drei . . . eins, zwei, drei . . . eins, zwei, drei . . .

— Vier, fünf, sechs, Du alter, dürrer Geizhager! Schrie Jim. Jetzt hat sie bloß noch drei Schüler. Wer mag auch bei einer Bogelscheuche tanzen lernen, Herr!

— Freilich, sagte Selge, das muß widerwärtig sein.

— Und wie sie angezogen ist, fuhr Jim verächtlich fort und spuckte einen Strahl Gummisaft zwischen den Stangen durch. — Einen Brotlaib auf dem Kopf und an den Ohren Korkeier. Eines Tags hab' ich mit angesehen, wie dies Gestell die Röde hochhob und ein paar Tanzschritte machte, und was glauben Sie, Herr? So sen hatte sie an, die bis auf die Knöchel gingen und unten mit Bändern zusammengebunden waren. Und dazu hatte sie Lüsterschube an — Lüster, Herr! — mit Rosetten! Wäh, psui, Teufel!

Jim hohnlachte und spuckte aufs neue aus.

(Fortsetzung folgt.)

Eine materialistische Soziologie.

Das Werk Müller-Lyers.

4. Kapitalismus und Familie.

Als die Germanen in die Geschichte eintraten, waren sie meist Viehzüchter, doch bestand daneben Landbau, der zwar noch recht primitiv betrieben wurde, über das Stadium der Frauenarbeit aber doch schon weit hinaus war. Diesen wirtschaftlichen Verhältnissen entsprachen auch die verwandtschaftlichen. Noch bestand die Sippe, und viele Ueberbleibsel lassen uns erkennen, daß sie in noch früherer Zeit nach der Mutterfolge organisiert gewesen sein muß. In historischer Zeit bestand aber jedenfalls schon Vaterfolge, und bald nachdem die Germanen in den neuen Gebieten sesshaft geworden waren, trat auch bei ihnen der Verfall der Sippenorganisation ein, und die patriarchalische Familie trat in ihre Rechte. Zugleich entwickelte sich nun das Privateigentum an Grund und Boden und damit der Gegensatz zwischen Reich und Arm, zwischen einer kriegerischen Adelskaste und dem immer wechseleifer werdenden Volk. Ihre höchste Stufe erreicht hier die Entwicklung der Familie im herrschaftlichen Großhaushalt, dem Herrenhof oder Fronhof, in dem der Hausvater über die Frau, über die Söhne, ihren Frauen und Kinder sowie über das große Heer der Hörigen und Knechte eine absolute Herrschaft ausübt. Die Bauerndörfer traten zeitweilig hinter diesen Fronhöfen an Zahl und Bedeutung stark zurück.

Für die Stellung der Frau war auch bei den Germanen diese Epoche keineswegs günstig, und ihre Hörigkeit wurde durch die Lehren des herrschenden Christentums noch bestätigt und gefestigt.

Doch auch diese so festgefügte und starre Familienorganisation konnte dem Fortschreiten der wirtschaftlichen Entwicklung nicht standhalten. Der Kapitalismus, der zuerst in den Städten entstand, sich aber bald des ganzen wirtschaftlichen Lebens bemächtigte, hat auch die Familie nicht unberührt gelassen, vor allem, indem er ihr ihre wirtschaftlichen Funktionen fast vollkommen abnahm und ihr damit ihren stärksten Rückhalt raubte.

Die Bauerndörfer hat die Fronhöfe zerstört, den herrschaftlichen Großhaushalt aufgelöst. An die Stelle dieser umfassenden Großfamilie trat die Kleinfamilie, wie wir sie heute kennen, nur mehr bestehend aus den Eltern und ihren unverheirateten Kindern. Aber diese Familie ist keine Wirtschaftseinheit mehr, wie es die Großfamilie gewesen war, die ihren Bedarf ganz oder doch größtenteils durch eigene Arbeit deckte. Die heutige Familie ist höchstens noch eine Konsumgemeinschaft. Dem entsprechend hat die Tätigkeit der Frau, die früher die im Hause erforderlichen Konsummittel zum großen Teil selbst produzierte, die nicht nur kochte, sondern auch Geflügel zog, den Garten betraute, Brot buk, Wolle spann und eventuell selbst webte, nun ihren Charakter geändert; sie ist eine Klein-kaufmännische geworden; sie besteht darin, möglichst vorteilhaft einzukaufen.

Aber nicht nur die wirtschaftlichen Aufgaben werden der Familie abgenommen; auch die zweite Hauptaufgabe, die ihr bisher oblag, entzieht sich immer mehr ihrem Bereich, die Kindererziehung. Zunächst ist schon die Zahl der Kinder meist viel geringer als in früherer Zeit. Ein großer Kindererzuger ist heute nicht wie einst eine Quelle des Glücks und Wohlstands für die Familie, sondern eine schwere Last, der man sich nach Möglichkeit entzieht. Das Zweikindererzuger breitet sich immer mehr aus. Aber auch die Erziehung der noch verbleibenden Kinder wird der Familie in stets steigendem Maße von Staat und Gemeinde abgenommen. Dazu kommt aber noch, daß die Kinder heute namentlich in den beschlossenen Klassen viel früher selbständig werden als früher, wo der Sohn in der Regel das Gewerbe des Vaters bei diesem erlernte. Heute aber ist der Beruf in viel geringerem Maße von der Geburt abhängig. Der Kapitalismus reiht die Familienmitglieder von einander los und zerlegt dadurch die Familie.

Noch weiter wird die Familiengemeinschaft verengt durch die Abnahme der Zahl der Diensthoten. In den alten großen Familienhaushalten gab es zahlreiches Gesinde, das auch ausgiebig Beschäftigung fand, das aber auch zum Hausvater in einem gewissen gemütlich-patriarchalischen Verhältnis stand. Wie das Beispiel Amerikas zeigt, dem wir uns ebenfalls rapide nähern, scheint das Gesindeverhältnis einem raschen Untergang entgegen zu gehen. Es wird ersetzt durch Lohnarbeit, die aber durch die Einrichtung unserer Wohnungen usw. sehr wesentlich vereinfacht wird.

Auch als Rückhalt für den einzelnen verliert die Familie immer mehr an Bedeutung. Waisenhäuser, Krankenhäuser, Pfründneranstalten, Refonvaleszentenheime usw. übernehmen immer mehr die Pflichten, die früher der Familie oblagen, zu deren Erfüllung sie aber immer weniger fähig wird, und in derselben Richtung wirken freiwillige und zwangsweise Versicherung.

Doch selbst als Mittelpunkt der Geseelligkeit hat die Familie ihre Stellung nicht zu behaupten vermocht. Gast- und Kaffeehaus, Verein und Klub treten an ihre Stelle. Die Familie wird an der Erfüllung dieser ihrer Aufgabe schon durch die Kleinheit und Ungemütlichkeit der Wohnung inmitten der Mietskasernen verhindert.

Diese Auflösung des Familienverbandes findet ihren berechneten Ausdruck in der wachsenden Zahl der Ehescheidungen, in der Verbreitung der Ehelosigkeit und des außerrechtlichen Geschlechtsverkehrs sowie der damit zusammenhängenden Zunahme der Prostitution, der Geschlechtskrankheiten und der geschlechtlichen Pervertitäten, ferner in der Abnahme der Geburtenzahl, in der Zunahme der Verbrechen, besonders der im jugendlichen Alter begangenen, sowie im Verfall der Religion, die nun Privatfache des einzelnen wird und nicht mehr ihre Pflegestätte in der Familie findet.

Parallel mit diesen Erscheinungen geht aber der rasche soziale Aufstieg der Frau. In dem Verhältnis zwischen Mann und Frau ist ein Umschwung eingetreten, der zur Loderung der Ehe und zur Zerlegung der Familie viel beiträgt. Die Frau ist ökonomisch unabhängiger geworden, sie ist selbständig erwerbsfähig und auch nicht mehr auf den bewaffneten Schutz des Mannes angewiesen. Zugleich wird das moralische Empfinden in dieser Zeit verfeinert und verinnerlicht (allerdings braucht deshalb die Moral selbst keineswegs, wie Müller-Lyer meint, gehoben zu werden, die Gefühle der Solidarität und der Verantwortung brauchen nicht stärker geworden zu sein). Die Frau ist nun nicht mehr wie früher die Untergebene des Mannes, sie gilt immer mehr als ihm gleichberechtigt; sie ist eine selbständige Persönlichkeit mit freier Willensberechtigung. Die geschlechtliche Liebe gilt nun nicht mehr als etwas Sündhaftes, wie es die Kirche lehrt; die Ehe ist nun der Gerichtsbarkeit der Kirche entzogen und der des Staates unterstellt, die Trennbarkeit der Ehe ist damit fast überall verbürgt.

Die Zwangsmonogamie, wie die Kirche sie im 15. Jahrhundert einführt, hat damit viel von ihrer Kraft verloren. In der patriarchalischen Familie hatte Vielweiberei geherrscht, auch in der germanischen Familie, in der allerdings fast stets nur eine Gattin als legitim galt, die übrigen als bloße Konkubinen oder Klebsweiber. Ehebruch konnte nur das Weib begehen, nicht der Mann. Aber jemehr sich die Familie festigte, um so mehr trat die Notwendigkeit hervor, ihr durch die dauerhafte und unlösliche Verbindung zwischen dem Hausvater und seiner legitimen Gattin ein festes Rückgrat zu geben. So fand die Lehre der Kirche, die nur die dauernde Einnahme anerkennt, einen willigen Boden. Aber erst im 15. Jahrhundert war dieses Prinzip zum Sieg, zur allgemeinen, auch geschlichen Anerkennung gelangt. Jeder außer-eheliche Geschlechtsverkehr galt nun auch beim Manne als Ehebruch, und diese vor dem Priester geschlossene eheliche Verbindung galt als unlöslich. Diese Strenge der Zwangsmonogamie ist heute fast überall gebrochen. Gesetz und Sitte anerkennen die Individualität der Ehegatten und ihr Selbstbestimmungsrecht wenigstens innerhalb gewisser Grenzen.

Doch nicht nur die Frau ist durch die kapitalistische Wirtschaftsordnung emanzipiert worden; auch das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern hat eine gründliche Aenderung erfahren. Hat in der patriarchalischen Familie die Strenge des Familienvaters über das ganze Haus, besonders aber auch über die Kinder die absolute Herrschaft geübt, wurden nur Pflichten der Kinder gegen den Vater anerkannt, aber nicht umgekehrt, so treten heute immer mehr auch die Pflichten der Eltern gegen ihre Kinder in den Vordergrund, der Vater ist weniger der Herr als der Freund der Kinder geworden oder soll es wenigstens sein. (Gerade auf diesem Gebiete ist übrigens der deutsche Spießbürger allerdings vielfach noch in der Begriffswelt vergangener Epochen stecken geblieben.)

So bereitet sich auch auf verwandtschaftlichem Gebiete ein radikaler Umsturz der bisherigen Verhältnisse vor. Dieser Umsturz wird allerdings nicht so ruhig und friedlich verlaufen wie Müller-Lyer glaubt, und er wird nicht von den Intellektuellen ausgehen, wie er annimmt, sondern von dem um seine menschenwürdige Existenz kämpfenden Proletariat.

Wenn wir aber auch, wie schon früher gezeigt, Müller-Lyer in seinen Ausblicken in die Zukunft, in seinen utopistischen Vorstellungen über die Sozialisierung der Gesellschaft durch die Abschaffung des Erbrechts nicht folgen können, müssen wir ihm doch

für seine ausgezeichnete und lichtvolle Darstellung der Vergangenheit und seine scharfe Beleuchtung der kapitalistischen Gegenwart vollste Anerkennung zollen, und so werden wir besonders den 2. und 4. Band seines Werkes zu den wertvollsten Bereicherungen unserer wissenschaftlichen soziologischen Literatur rechnen.

Gustav Eckstein.

Schuhmacher Blank.

Von Martin Andersen-Nexö.

Er hätte sich recht gut in der eigentlichen Stadt ansiedeln können, hätte eine Werkstatt mit mehreren Gesellen halten und einen kleinen Laden mit Fabrikshutzügen haben können — nichts wäre leichter gewesen! Denn er war tüchtig in seinem Fache und ein paar hundert Kronen zur Begründung des Geschäftes wären wohl zu beschaffen gewesen.

Aber Blank liebte das offene Land, darum siedelte er sich am Rande der Stadt in einem der Häuser mit zwei Etagen und Dachwohnung an, dort, wo der Uebergang von den Feldern zur Großstadt sich ganz allmählich vollzieht.

Von seinem hochgelegenen Keller aus hatte er bei der Arbeit das Ganze vor Augen: zunächst ein paar trockene Lehmkumpen, dann Weiden, von denen es bei Nebel herabtropfte und die den zerzausten Bügeln Obdach boten, und weiterhin Felder mit richtigem Getreide. Noch weiter draußen, das wußte er, waren prächtige Wälder mit Seen und Blumen; aber Blank war kein Schwärmer, und dies hier war ihm das „Eigentliche“ — das Land.

„Gerrjott, is det alles?“ sagten die Kameraden, wenn er sie mit nach Hause brachte, um ihnen zu zeigen, wie herrlich er wohnte. Das verdros ihn. Seine Liebe verteidigte — das konnte er nicht. Die Freude wurde ihm ja nicht durch das Sehen, sondern durch Herz und Atem zuteil. So mied er die Menschen und behielt seine Welt für sich; wenn die anderen doch nur darauf ausgingen, ihm das Beste zu rauben, dann konnte er sie entbehren.

Die Folge davon war, daß er schließlich mit niemand verkehrte. An dem Mißtrauen, das in ihm erwacht war, hielt er fest, wie um einen Befehl zu schütten. Wenn die Leute ihm Arbeit brachten und anfangen, davon zu reden, wie frei er wohne, dann gab er ihnen gar keine Antwort darauf, blieb bei der Sache und suchte sie schnell abzufertigen. Er hatte mit den Menschen nun einmal nichts über das rein Geschäftliche hinaus zu besprechen; jede alltägliche Unterhaltung mußte ja früher oder später auf den Punkt führen, der sein Geheimnis war und blieb. Eine wandernde Unruhe erfüllte seinen Blick und er richtete die Werkstätte — in ziemlich auffälliger Weise — so ein, daß es den Leuten unmöglich gemacht wurde, ans Fenster zu gelangen.

Sobald er allein war, besiel ihn tiefer Friede. Die Einsamkeit empfand er nicht. Das Bewußtsein, daß er das „Eigentliche“ besaß, erfüllte und befriedigte ihn ganz und gar. Er grübelte nicht, aber sein Sinn empfing seltsame, bunte Eindrücke von dem Wolkenhimmel, wo Wolken kamen und gingen, in unendlicher Erneuerung. Und die Sonne selbst umfaßte das Ganze wie Gottes übergewaltiges Herz.

Den größten Teil des Jahres über standen seine Fenster offen, und wenn die Sonne schien, strich sein Pfeifen, flimmernd gleichsam, über die geborstene Lehmkruste hin. Er pfiff wie ein Halbverrückter, wie im Rausche, pfiff mit ohrenbetäubendem Jubel wie ein Stubenvogel, dessen Bauer im Sonnenschein an der Mauer hängt.

Im Herbst begannen sie, unmittelbar vor seinen Fenstern die Erde auszuscheiden. Blank guckte ihnen von seiner Wohnung aus neugierig zu; er lebte wie ein Vogel hier draußen, und es lag auch etwas Vogelähnliches in der Art, wie er den Hals vorstreckte und sich die Arbeit vor seinem Hause anguckte. Unruhe empfand er nicht: dies alles war etwas, was in der Landschaft vorging; sie lehrte neue Seiten nach außen — ihm zur Freude! Im Winter erlebte er das Gaudium, zu sehen, wie die Jugend des Viertels sich auf der gefrorenen Erde des Bauplatzes herumtummelte; und im Frühjahr kamen die Handwerker und begannen zu bauen. Wie lustig das war! Denn hier sah Blank mutterseelenallein mit seinen Gedanken und seiner Arbeit, in die er niemand hineinschauen ließ, draußen aber war ein Gewimmel wie in einem Ameisenhaufen! Daß aus der Arbeit so vieler Hände etwas Ganzes werden konnte, das wunderte ihn am meisten.

Aber das Werk wuchs von Tag zu Tag; und drei, vier Ellen weit von ihm erhob sich die nackte Brandmauer und verperrte den Ausblick aufs Land. Eines Tages verschwand der letzte Weidenwipfel und er fragte sich verwundert, wieviel vom Himmel sie ihm denn wohl noch lassen würden.

In dieser Brandmauer war kein Klang und Blank hörte auf zu singen; er pfiff nur noch hin und wieder, um die Luft zu reinigen! Aber allmählich im Laufe der Jahre nahm die einförmige graue Mauerfläche allerhand Farben an von der Feuchtigkeit und vom Schatten; große Fliegen krochen darüber hin und machten sie lebendig; auch Affen und zuweilen ein Tauendfüßler ließen sich sehen! Sobald Blank aus dem Bette gekrochen war, untersuchte sein Blick die Mauer; an dem Charakter und dem Ton der Flecke konnte er erkennen, wie der Tag war. Ein paar Schritte nach links stand eine zweite, ebenso hohe Mauer mit drei galvanisierten Kehricht-

lasten; und wenn er halb zum Fenster hinauskroch und sich auf den Rücken legte, dann konnte er gerade hinausschauen.

Oft ließ es sich ja nicht machen; aber das war auch nicht nötig. Denn weit nach rechts hin liegen die Mauern eine schmale Spalte frei, die alles in sich barg; zu oberst den Himmel, dann ein paar Linden- zweige, die hinter den Mauermaßen hervorliefen, einen drolligen kleinen Ausschnitt aus dem Lande und schließlich ein Wegstückchen mit seinem unaufhörlichen Verlehn, das quer über den Grund der Spalte lief. Von seinem Stuhle aus konnte er nichts davon sehen; aber wenn er einen Spiegel auf das Fensterbrett stellte, dann hatte er das Ganze.

Mit diesem Stützgen von Gottes freier Natur im Spiegel machte Blank es sich gemütlich. Er brauchte bloß das Gesicht von der Arbeit zu heben, so hatte er alles vor Augen: Sonne und Regenwetter und die abgeschnittenen Ecken von einigen Aedern. Und als ein paar Jahre verstrichen waren, vergaß er ganz, daß jemals vor ihm etwas anderes gestanden hatte als die graue, fleckige Brandmauer.

Als Blank hierher gezogen war, wohnte an der Ecke drüben ein armer Kolonialwarenhändler. Er war es, der die Häuser baute und den Stadtteil ins Leben rief; jetzt war er beleibt und wohlgenährt und wurde Großhändler genannt. Der Schuhmacher versuchte nicht, in die Einzelheiten der Entwicklung einzudringen; er begriff nur, daß dieser Großhändler es war, der ihm den freien Ausblick versperrte. Und er brachte das in Beziehung zu dessen Beleibtheit.

Er nahm die Verhältnisse wie sie waren. Der Großhändler war ein braver Mann und ein guter Wirt, und er war freundlich zu den kleinen Leuten. Er hatte bloß den Fehler, daß er immer mehr anknoll und den Menschen die Aussicht wegnahm.

So formten sich die Dinge allmählich für den Schuhmacher Blank als handgreifliches Phänomen, das ganz offen zutage trat. Wenn er seinen Wirt sah, fiel ihm wieder und wieder dessen Körperumfang auf und voll Unruhe beobachtete er, daß der Mann unaufhörlich dicker wurde. Das empfand er als drohende Gefahr für den Atem; es war, als preßte man ihm die Luft aus.

Im Frühjahr einmal nahm endlich das Verhängnis seinen Lauf. Der Großhändler fand keinen Platz mehr im Alten; und vor dem Ausguck wuchs ein hohes Herrschaftsgebäude empor. Der letzte Rest der Erde verschwand, in Blanks Spiegelstückchen standen jetzt fünf Küchenfenster in einer Säule übereinander. Aber das Gebäude hatte die Eigenschaft, daß seine Rückseite die Vormittagssonne aufging und im Spiegel wiedergab; und fünf Mädchenlammerfenster konnte Blank ahnen, wenn ein Fenster so weit zurückgeschlagen wurde, daß es von der Brandmauer loskam. Und dann tauchte auch ein nackter, draller Arm auf und fing das Fenster wieder ein; er kam und ging wie der Blitz und konnte zur Not mit einem Sonnenstrahl verwechselt werden.

Aber alles in allem hatte das nichts zu bedeuten! Das Spiegelstück fiel eines Tages um und Blank ließ es liegen; er hatte keine Verwendung mehr dafür. Er hatte durchschaut, wie die Sache mit den sperrenden Mauern zusammenhing; nun hielt er seine Augen zurück und übte sich darin, quer durch das Ganze zu sehen.

Er wußte jetzt mehr als je, und sein Wissen ward ihm leichter zuteil. Wenn über den drei Kehrichtlasten die Müdenschwärme tanzten wie drei graue Schattengewänder, dann wußte er, daß da draußen stille, fruchtbare Bitterung war. Vom Riegen an der feuchten Wand hatte er sich Rheumatismus geholt, und der zeigte ihm den Nordwind an, den guten Freund aller Gicht. Und wenn draußen vom Hofe ein garstiger Geruch herüberwehte, dann wurde es mehr und mehr Sommer; der Geruch war ihm ordentlich willkommen, weil er den Sonnenschein in ihm zum Leben erweckte. Immer zahlreicher wurden die Kennzeichen; zuletzt waren ihrer so viele, daß stets Sonnenschein in ihm war. Er war zu seiner Phantasie geflüchtet und konnte die Sonne hervorzaubern, wann er nur wollte.

Er pfiff nicht mehr, sondern sah schweigend über seiner Arbeit; die Stille hatte Bedeutung für ihn geworden. Aus der Leere vor seinen Augen wuchsen neue Welten hervor, so daß er nichts entbeherte. Selbstam unbeholfen war sein Gesichtssinn den äußeren Dingen gegenüber, die die Mauer hatte sein Sehvermögen geschwächt; aber nach innen sah er vortrefflich und fand alles in sich selbst.

Seinen Egoismus hatte er allmählich eingebüßt; er verlangte nichts mehr für sich und hielt sich, alles in allem, für einen wohlhabenden Mann. Desto mehr talen ihm alle die vielen über und neben ihm leid. „Sie sind eingemauert,“ sagte er zu sich selbst und schüttelte traurig den Kopf. „Die Sonne kann ja nie zu ihnen hineinschauen.“

Es war, als habe er alles von sich abgestreift wie eine Haut und als sei er nun nackt, als sei sein Anteil ein einziges warmes Gefühl, das dumpfe Mitgefühl mit den vielen, die unter dem Drude schwerer, grauer Mauern litten. Und er allein wußte, woher das Uebel kam: der dicke Großhändler verperrte ihnen den Blick! Niemand außer Blank wußte das; die anderen meinten, die Mauern sperren, und schimpften darüber, aber Blank kannte das Geheimnis.

Wenn dieses Gefühl sehr stark in ihm wurde, dann ließ er die Arbeit liegen und seine Finger tasteten über den Streichstahl hin. Alter Aberglaube haftete dem Instrument an. So manchem seiner Vorgänger im Fache hatte es geholfen und Schweiß gebräut. Drehte man die Spitze des Streichstahls richtig, dann hielt sie das Böse ab und rief das Glück ins Haus. Doch Blank war nicht abergläubisch, er bekam es nur zwischen die Finger, ohne zu wissen, was er damit

anfangen sollte; es war eine Handlung ohne Sinn und Zweck. In seiner Not begann er die Spitze des Stahles abzuseilen. Mit der Zeit wurde das die einzige Handlung, die seiner Seele Ruhe gab. Er wußte recht gut, daß es zwecklose Zeitvergeudung war; und er schlug zornig nach dem Stahl, wenn die Manie über ihn kam; trotzdem aber konnte er ihr nicht widerstehen. Es war die einzige Beschäftigung, die in ihm das befriedigende Gefühl erweckte, für andere etwas ausgerichtet zu haben. Die Sinnlosigkeit seines Tuns entging ihm nicht, aber er beugte sich davor, daß es so war.

Eines Tages wurde Blank und den andern Bewohnern des alten Vorortgebäudes gelündigt. Das Haus war ganz von Kasernen eingeschlossen und sollte niedergeworfen werden, um einem modernen Hause Platz zu machen.

Seltamerweise hatte Blank nie an diese Möglichkeit gedacht. Wenn er eines Morgens erwacht wäre und entdeckt hätte, daß die sperrenden Mauern wieder in die Erde gesunken seien, so hätte ihn das ganz und gar nicht gewundert. Es wäre ihm einfach als recht und billig erschienen. Aber daß das Haus hier weggerissen und einer Kaserne Platz machen sollte, das konnte er nicht aus seinem Kopfe bekommen. Es war, als würde die Welt selber fortgesprengt, um Platz für mehr Erfindungen zu schaffen; das hieß alle Begriffe auf den Kopf stellen.

Aber Blank sah der Sache auf den Grund. Nun war der Großhändler so dick geworden, daß er sich nicht mehr damit begnügen konnte, die kleinen Leute einzusperrn — sie mußten aus dem Wege geräumt werden, um für ihn selbst Platz zu schaffen!

Und Blank zog seine besten Kleider an, steckte den spitzen Streichstahl unter die Jacke und ging hinüber und klingelte an der Tür des Großhändlers. Sein Blick war in den letzten Jahren seltsam unruhig geworden, so daß die Leute Angst vor ihm hatten.

„Es ist der verrückte Schuhmacher“, hörte er das Mädchen im Zimmer sagen.

Nun kam der Großhändler selber herangegeeilt und sah ihn verwundert an.

„Ich komme wegen der Kündigung“, sagte Blank und trat ins Haus.

„Ja, was zum Teufel ist denn los? Meinen Sie, sie wäre nicht gesellig zulässig?“

„Doch . . . aber du bist zu dick geworden . . . die anderen können keine Luft kriegen.“ sagte Blank stoßweise und setzte ihm den Stahl auf die Brust. Und . . . und . . . nun mußt du selber aus dem Weg!“

Blank kam ins Gefängnis, aber sein Gedankengang war zu wunderlich, als daß es Zweck gehabt hätte, ihn dort zu behalten. Wenn jemand eine Brandmauer mit einem dicken Großhändler verwechselte, so konnte man ihn nicht mehr als denkendes Wesen betrachten und an den normalen Gütern der menschlichen Gesellschaft teilnehmen lassen. Er wurde bald in eine Irrenanstalt gebracht.

Dort sitzt er im Augenblick und glaubt, er habe die Mauern mit seinem Streichstahl gesprengt. Die Tiefe hat sich ihm offenbart, er sieht den großen Zusammenhang und hängt sich nicht an gleichgültige Kleinigkeiten. Darum behält man ihn in der Anstalt.

Zuweilen hat er seine lichten Augenblicke, dann schöpft er seine Worte aus dem großen gemeinsamen Zuber. Und zu solchen Zeiten erörterte man, ob es angehe, ihn noch länger zu behalten oder ob er wieder der Gesellschaft zu übergeben sei. Aber glücklicherweise fragt er dann auf einmal, ob die Sonne jetzt nicht in seinen kleinen Keller scheine.

Kleines feuilleton.

Völkerrunde.

Ein Volk, das keinen Weizen kennt. Im Auftrage der Vereinigten Staaten hat D. D. Streeter eine große Afrika- und Orientreise unternommen. Streeter hat bei dieser Gelegenheit Vorne durchkreuzt und ist in Gegenden gekommen, deren Bewohner noch nie einen Weizen gesehen hatten. Tief im Innern der Insel kam er zu einem Volke von Kopffägern, das im dichtesten Dschungel seine seltsamen Wohnungen hat. Streeter bahnte sich mit Äg und Messer seinen Weg durch das dicke Gestrüpp und kam plötzlich auf eine Lichtung. „Das erste, was ich hier sah“, so erzählt er, „war ein langes, grotesk aussehendes Gebäude, das auf fünf Meter hohen Holzpfählen stand. Dies war, wie ich später erfuhr, eine Sicherheitsvorkehrung gegen Ueberschwemmungen, wilde Tiere und die Angriffe feindlicher Kopffäger. Die meisten Dörfer enthalten nur ein einziges solches Haus, in dem an die 300 Menschen wohnen; ungewöhnlich große Dörfer mit 1000 Einwohnern haben zwei oder drei solcher Häuser. Das ganze Gebäude ist von einem Gang durchzogen; jede Familie wohnt in einer besonderen Abteilung. Man erreicht das Innere auf einem leiterartig zugeschnittenen Baumstamme. Die Holzstüben sowie die Türen sind übrigens reich geschnitz. Die Bewohner dieses merkwürdigen Gebäudes kümmerten sich um Streeters eingeborene Begleiter gar nicht, starteten ihn aber an wie ein Hundertier. Offenbar hatten sie noch nie einen Weizen gesehen, denn sie betasteten ihn neugierig und fuhren mit den Fingern durch sein Haar. Sie brachten ihm Früchte, Hüner und andere Geschenke

Verantw. Redakteur: Alfred Wielepp, Neudölln. — Druck u. Verlag: Vorwärts-Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

bar, und in der Folge ergab sich ein ganz gutes Verhältnis zwischen dem „weißen Gott“ und den Kopffägern.

Streeter besaß das merkwürdige Volk und das beste Geschenk, das er ihnen brachte, waren die Arzneimittel, die er in großen Mengen mit sich führte. Die Bewohner der Dschungel im Herzen von Borneo leiden nämlich an vielen Krankheiten, an Malaria, lepraähnlichen Erscheinungen usw., ja Streeter gibt an, dreiviertel der Kopffäger, Männer, Weiber und Kinder, seien krank. Ein anderer Stamm von Kopffägern, der ganz in der Nähe angetroffen wurde, zeichnete sich durch seine fürchterlichen Giftwaffen aus. Diese Kopffäger schießen aus Blasrohren von zwei Meter Länge mit ganz kleinen, streichholzartigen, etwa spannenlangen Pfeilen mit vergifteter Spitze, und das Gift soll Mensch und Tier innerhalb von sieben Sekunden unbedingt töten. Dabei schießen diese Kopffäger mit ihren Pfeilen auf dreißig Meter oder mehr mit solcher Sicherheit, daß sie selbst fliegende Vögel treffen. Die Kopffagd, nach der man diese Einwohner Borneos häufig bezeichnet, hat Streeter auch einigermaßen gut kennen gelernt, denn gerade am Tage vor seiner Ankunft waren verschiedene Menschenköpfe erbeutet worden, und er konnte sehen, wie sie getrocknet werden. Keiner dieser Kopffäger, so erzählt er, darf sich verheiraten, wenn er nicht wenigstens einen Menschenkopf erbeutet hat.

Gaustwirtschaft.

Der Kwak. Wenn man den Alkoholismus mit Erfolg bekämpfen will, muß man der dürstenden Menschheit, die nicht immer lares Wasser trinken kann und mag, wohlwollende und unschädliche und billige Erfrischungsgetränke für Bier und Wein zugänglich machen.

Die Industrie der alkoholfreien Getränke hat bisher noch nicht viel Brauchbares geliefert; die meisten ihrer Produkte sind auch für den Genuß in größeren Mengen — bei Feld-, Bau- und anderen Arbeiten, die in sehr heißer und staubiger Luft verrichtet werden — nicht wohlfeil genug. Da lenkt Professor Rudolf Robert, Direktor des Instituts für Pharmakologie und physiologische Chemie in Moskau, in einer neuerdings in zweiter vermehrter Auflage erschienenen Schrift „Der Kwak“ (Halle a. d. S., Verlag von Taubsch u. Gröfe, 1913, 82 Seiten) die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf das altbekannte russische Nationalgetränk, den schäumenden, säuerlich schmeckenden Kwak, der alle Ansprüche erfüllt, die man in bezug auf Billigkeit, Beförmlichkeit und Wohlgeschmack an ein alkoholfreies Getränk stellen kann. Ganz alkoholfrei ist der Kwak nicht, der Alkoholgehalt ist jedoch geringer als der unserer Dambiere und Weißbiere — er beträgt beim Volkswak etwa 1/2 Proz. —, so daß solcher Kwak nach dem deutschen Brauereigesetz als alkoholfreies Getränk behandelt werden dürfte.

Der Kwak wird entweder aus verschiedenen Mehlsorten oder aus Malz von Roggen oder Gerste oder aus Brot, oft auch aus einem Gemisch aller dieser Stoffe mit Wasser gefotten, milunter gezudert, häufig auch mit Pfefferminzsaft gewürzt und an einem warmen Orte zum Gären gebracht. Auf Flaschen gefüllt ist der Kwak nach wenigen Tagen der Nachgärung bereits trinkbar. Die Vereitung kwakähnlicher Getränke ist übrigens uralte. In Anstalt kennt man den Kwak bereits seit tausend Jahren. Er ist dort in vielen Gegenden das tägliche Getränk der Bauern, des Soldaten, auch der Offiziere, ja, der Kwak wird sogar Kranken in den Spitälern verabreicht. Erst neuerdings ist man auch zu fabrikmäßiger Herstellung des Kwasses übergegangen.

Robert teilt mehr als siebenzig verschiedene Vorschriften zur Vereitung von Kwak mit. Da gibt es Brotkwak, Malzkwak, Hospitalkwak, Soldatenkwak, Birkenkwak, auch einige nicht schäumende Kwakarten, ferner Pfefferminzkwak, Obstkwak und Beerenskwak. Eine besondere Art ist der Kohlkwak, so genannt, weil früher der Sauerlohl die Bakterien der Milchsäuregärung des Getränks lieferte. Heute verwendet man statt Sauerlohl Sauerteig, aber der alte Name Kohlkwak hat sich bis heute erhalten.

Die chemische Untersuchung verschiedener Kwakarten ergab anher Spuren von Alkohol, Milchsäure und Kohlenensäure sowie Ameisensäure einen Extraktgehalt von 5—7 Proz. Danach kommt dem Kwak auch ein nicht unerheblicher Nährwert zu. Einige russische Untersuchungen zeigten, daß der Kwak infolge seines Säuregehaltes nur sehr unbedeutende Mengen von Bakterien, noch dazu harmloser Art, enthält. Für die Bakterien des Intestestypus und der Cholera bietet er nicht nur keinen günstigen Boden dar, sondern er tötet diese sogar ziemlich schnell ab. Verdorbener Kwak kann natürlich — wie alle verdorbenen Nahrungsmittel — Darmstörungen verursachen und dadurch in Epidemiezeiten gefährlich werden.

Die Prüfungskommission der Petersburger Ausstellung zur Bekämpfung des Alkoholismus im Jahre 1910 erklärte nach eingehender Untersuchung aller alkoholfreien und alkoholfreien Getränke einstimmig: „In der Reihe der alkoholfreien Getränke gebührt dem Kwak, diesem alten russischen Nationalgetränk, die erste Stelle“.

Nach allem wären Versuche, den Kwak fabrikmäßig herzustellen und in den Kleinhandel zu bringen, wie sie in Zürich, Thorn und Rindgen bereits gemacht wurden, in größerem Maßstabe in Deutschland dringend anzuraten. Die Einführung eines solchen billigen und gesunden Volksgetränkes wäre im Interesse der Volksgesundheit nur warm zu begrüßen. m. kt.

Vorwärts-Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.